

Sibirien und Ferner Osten

Eingehüllt in das dumpfe Dröhnen der Fahrgeräusche rollen die Musiker Stunde um Stunde ihrem ersten Auftrittsort entgegen. Bis es Nacht wird und wieder Tag. Hinter den dicken Fensterscheiben gleitet gemächlich die Landschaft vorüber.

Sibir hieß sie einstmals im Tatarenreich, »schlafende Erde«. Im 18. Jahrhundert ritten Kosaken ein und kolonialisierten Sibirien für das zaristische Russland. Einhundert Jahre später begann die Ausbeutung seiner Bodenschätze und der Aufbau großer Straflager. Unter Stalin, seit der Industrialisierungskampagne der 1930er-Jahre, hat Sibirien sein Antlitz am deutlichsten verändert. Millionen Gulag-Sträflinge haben Sümpfe gerodet und trocken gelegt. Auf ihren Knochen und mit der Hilfe junger Komsomolzen sind große Industriestädte entstanden, in Rekordzeit dem Dauerfrostboden aufgezwungen.

Der Bau der Transsibirischen Eisenbahn hat zur unsanften Erweckung dieses Landes beigetragen. Und zur Vernetzung des russischen Imperiums. Arbeiter, Soldaten, Gefangene, Pioniere, Umsiedler – unzählige Menschen sind schon über die Schienen der Transsib befördert worden, die meisten in der Zeit von Revolution und Erstem Weltkrieg.

In diesem neuen Krieg nun sind die Züge wieder überfüllt. Jede verfügbare Lokomotive, jeder Kasten auf Rädern ist im Einsatz, um des »Menschenmaterials« Herr zu werden. Hunderttausende Kriegsgefangene und Sträflinge liegen Brust an Rücken in ungeheizten Viehwaggons. Viele verrecken in der eisigen Kälte, die unter Türritzen hereinströmt. Andere hocken auf Stroh und sterben an Durst, Hunger und Krankheit. Hunderttausende Soldaten und Zivilisten fahren nicht bequem, doch leidlich gekleidet, auf Holzbänken sitzend und von kargen Essenrationen am

Leben erhalten. Wenige reisen auf Polster gebettet und luxuriös versorgt.

Unser Waggon war einfach, aber recht bequem und wir wurden anständig gepflegt. Den Umständen entsprechend natürlich. Als Künstler gehörten wir zu den Privilegierten, weil wir dem Militär und auch Arbeitern in einer schweren Zeit Vergnügen bereiten sollten. Unsere Aufgabe war ja, dafür zu sorgen, dass trotz aller Belastungen und Entbehrungen das musikalische Leben für die Bevölkerung nicht völlig zum Erliegen kam. Außerdem sollten wir mit unserer Arbeit zur patriotischen Mobilisierung beitragen. Wir waren wertvoll! Man hat uns sehr geachtet und so gut es ging verwöhnt.

Das Ballett vom Moskauer Bolschoi-Theater und das Kirow-Ballett aus Leningrad, bekannte Operettensänger und Schauspieler, Leonid Utjossow mit seiner Band und Isaak Dunajewski mit seinem Jazzensemble, der schon berühmte Geiger David Oistrach und das aufstrebende Talent am Klavier, Emil Gilels – sie alle sind unterwegs durch die Weiten des Landes, wie Geisterfahrer von unsichtbaren Fäden gezogen.¹

Zeit im Zug ist Mußezeit. Und so besuchen sich die Mitglieder des Czernowitzer Jazz-Orchesters gegenseitig in ihren Coupés oder stehen rauchend am Fenster und reden. Über die Sorge um ihre Familien. Über Musik. Über Erlebnisse auf ihren Tournée durch die Sowjetunion, bevor Peggy dazu kam.

Die Gast-Disease will wissen, ob es antisemitische Erfahrungen gab. Nein, eigentlich nicht. Als Juden haben sie sich nur einmal angefeindet gefühlt, irgendwo in Mittelasien. Dort, wo man seit Kriegsbeginn in den Straßen außer Kindern keine jungen Menschen mehr gesehen hatte. Dort rief man ihnen nach: »Abrashka, Abrashka, warum bist du nicht an der Front? Warum spazierst du hier noch frei herum?«

Am übernächsten Tag haben sie das Etappenziel erreicht: Krasnojarsk am Jenissej. Peggys erster Eindruck ist eher allgemein, doch nachhaltig.

Das Flusstal des Jenissej ist umsäumt von rötlichen Felsenhügeln, sehr malerisch.² Und wir konnten kaum glauben, dass ein Strom so breit sein kann! Bei Krasnojarsk sind es fast zwei Kilometer.

Die Stadt war auch riesig groß, schön und gepflegt, mit guten Hotels. Sie war ja ein Zentrum für Schwerindustrie und Militär, wo viele Facharbeiter, Wissenschaftler, Offiziere und hochgestellte Gäste wohnten. Und es gab einen ausgedehnten Unterhaltungs- und Bildungssektor, darauf haben die Kommunisten viel Wert gelegt.

Während ihr Waggon auf einem Nebengleis des umfangreichen Nahverkehrssystems abgestellt wird, finden sich die Musiker kurze Zeit später in komfortablen Hotelzimmern wieder, dankbar für etwas Ruhe und Erholung im Stillstand.

Nach vier Konzerten in der Metropole organisiert Direktor Miringoff ihren Weitertransport in die Umgebung mit kleinen Bummelzügen.

Kaschasch. Basaika. Auch bei größter Anstrengung formen sich keine Erinnerungsbilder. Nur der Geruch von Schnee ist Peggy erinnerlich – in einer Luft so kalt, dass jeder Atemzug schmerzt.

Zurück in Krasnojarsk geben sie eine Woche lang täglich ein Konzert. Fließbandarbeit, bei der eine Krankmeldung nur im Härtefall gestattet ist. Die Regeln für Kulturschaffende erweisen sich als ebenso strikt wie die für Werktätige, deren Arbeitspensum oft zwölf Stunden am Tag beträgt und für die eine halbe Stunde Zuspätkommen Lagerhaft bedeuten kann.

Nach der Arbeit gab es oft noch politische Versammlungen. Und wehe, wenn jemand nicht gekommen ist! Man

war nur entschuldigt, wenn man schwer krank war. Sonst gab es drakonische Strafen.

Künstler und Publikum sind Teil einer nach militärischen Grundsätzen durchorganisierten Kulturindustrie, die sich an Planerfüllung orientiert, nicht an Interesse und Nachfrage.³

Die vielen Konzerte nach der Arbeit waren ebenfalls Pflicht. Manchmal gab es vorher ein Butterbrot, damit die Menschen nicht hungrig waren, aber meistens nicht einmal das. Man hat sie immerzu beschäftigt, damit sie nicht zum Denken kommen.

Auch in den Konzerten des Czernowitzer Jazz-Orchesters und bei den Gastauftritten von Peggy Stone ist Hirntätigkeit von untergeordneter Bedeutung. Die Soldaten und Arbeiter sollen für kostbare Momente das eigene Leid und die Sorge um ihre Familien vergessen. Patriotische Gefühle sollen sie empfinden, aus vollem Herzen lachen über Hitler und seine Schergen und die eigenen Leute für ihren Einsatz im Großen Vaterländischen Krieg lieben.

Dazu braucht es Musikdragées mit karikierten Liedtextfiguren, die von der Zensur genehmigt und von einem Bedürfnis im Volk mitgetragen werden. So setzt sich Peggy ans Klavier und singt im Mitklatschrhythmus, mit einem Augenzwinkern in der Stimme, das Lied von Marusja, der Partisanin.

Ein Prachtmädchen, diese Marusja, die gerade zwei Wassereimer nach Hause trägt, als ein deutscher Offizier sie anspricht: »Ach, Fräulein«, (in deutsch akzentuiertem Russisch gesungen) »ach, Fräulein, wie schön Sie sind. Wollen wir nicht gleich in den Wald gehen?« Marusja, die listig erwidert: »Oh ja, gern« und dem anmaßenden Kerl, kaum dass sie unter Bäumen stehen, beide Eimer über dem Kopf ausschüttet. Die verschmitzt lacht, als ihre Kameraden jubeln: »Oh Marusja, du bist so wunderbar, du musst eine Medaille bekommen!«, und sie vertröstet: »Wartet bis zum

nächsten Mal, wenn ich mir auch noch den General vorgenommen habe ...«

Solche Liedchen habe ich unter mein Moskauer Repertoire gemischt. Gelernt habe ich sie von anderen Künstlern, die wir unterwegs getroffen haben. Natürlich war auch ein sehr trauriges Lied über die Augen einer Mutter dabei, bei dem die Leute in Tränen ausgebrochen sind. Aber die lustigen kleinen Stücke sind bei den Soldaten immer besonders gut angekommen. Egal ob Verwundete oder Gesunde, sie waren alle dankbar für jeden blöden Witz, den der Conférencier gemacht hat. Sie haben gelacht und waren froh und glücklich, ein bisschen Abwechslung zu bekommen.

Viel später in Amerika, als Bob Hope und Jane Fonda und all die anderen berühmten Künstler während des Vietnamkrieges in solchen Shows aufgetreten sind, hat mich das sehr an unsere Konzerte in Sibirien erinnert.